Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

Im Auftrag der Kommission
für Mundart- und Namenforschung Westfalens
herausgegeben von
HERMANN NIEBAUM
Schriftleitung
MARKUS DENKLER

Band 55
2015

Aschendorff
Verlag

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit des Centrums für Niederdeutsch der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Eingesandte Manuskripte werden von einem Redaktionsgremium geprüft. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Redaktionsadresse:

Prof. Dr. Hermann Niebaum, Dr. Markus Denkler
Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Schlossplatz 34, 48143 Münster
E-Mail: mundart-kommission@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

© 2015 Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,
Schlossplatz 34, 48143 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Herstellung: Druckhaus Tecklenborg, Steinfurt

ISSN 0078-0545

Inhalt des 55. Bandes (2015)

Arnold Maxwill: Die Lyrik in Westfalen während des Ersten Weltkriegs. Eine Hinführung 9

Karl Ditt: Der Erste Weltkrieg aus der Sicht des Heimatdichters Karl Wagenfeld 37

Klaas-Hinrich Ehlers: De Ierste Weltkrieg op Mäkelborger Platt. Heinrich Zilles Vadding-Hefte 55

Volker Honemann: Der ‚Spiegel der wahren und rechten Einkehr zu Gott'. Ein aus dem Oberdeutschen umgesetzter niederdeutscher mystischer Traktat franziskanischer Provenienz vom Ende des Mittelalters 73

Ludwig Brandes: Galloromanismen in den südwestfälischen Mundarten des Raumes Breckerfeld – Hagen – Iserlohn 95

Jens Kersting: Die Hodonyme von Gievenbeck. Administrative Straßennamengebung am Beispiel eines Münsteraner Stadtteiles 151

Spricht man mit Persönlichkeiten, die irgendwann in den vergangenen 40 Jahren als Hilfskraft in der Kommission für Mundart- und Namenforschung tätig waren, kommt die Sprache unweigerlich auch auf Frau Dr. Irmgard Simon. Die Unterzeichnenden können zum Erstaunen der Gesprächspartner dann mitteilen, dass Frau Simon immer noch, meist zweimal in der Woche, in die Dienststelle der Kommission kommt, um an ihrem Sprichwortarchiv zu arbeiten. Es sei denn, sie befindet sich gerade auf Reisen – zum Beispiel in die Eifel oder in den Schwarzwald.

40 Jahre ist es nun bereits her, dass Frau Simon aus dem Dienst beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe geschieden ist. Sie hat die Geschäftsführung der Kommission und die Schriftleitung dieser Zeitschrift damit abgegeben und sich ganz den westfälischen Sprichwörtern und Redensarten zugewandt, über die sie seitdem zahlreiche Beiträge veröffentlicht hat. Über den Werdegang von Frau Simon informiert ein Beitrag von Dietmar Sauermann in Band 35 dieser Zeitschrift, der gleichzeitig als Festschrift zu ihrem 80. Geburtstag herausgebracht wurde: „Well schriff – de bliff!“ Die Bände 20 und 45 sind Frau Simon zum 65. und zum 90. Geburtstag gewidmet worden. Zum Ausscheiden aus dem Dienst im Jahre 1975 haben ihr der Landschaftsverband und die Mitglieder der Kommission alles Gute und noch viel Arbeitsfreude für die Zukunft gewünscht. Dieser Wunsch ist wahrlich in Erfüllung gegangen.

Nun dürfen wir Ihnen, liebe Frau Simon, zum 100. Geburtstag gratulieren! Wir freuen uns mit Ihnen darüber, dass Sie nach wie vor mit großem Elan in die Kommissionsdienststelle kommen und weiter an den Sie interessierenden Themen der Sprichwort- und Mundartforschung arbeiten. Die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens widmet Ihnen den Band 55 ihrer Zeitschrift „Niederdeutsches Wort“ zum 100. Geburtstag am 6. Oktober 2015. Wir verbinden damit unsere besten Wünsche für Ihr weiteres Wohlergehen.

Hermann Niebaum
Markus Denkler

Foto: LWL / Uta Forbrig

Karl Ditt, Münster

Der Erste Weltkrieg aus der Sicht des Heimatdichters Karl Wagenfeld

1. Einleitung

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde in Deutschland als eine machtpolitische Auseinandersetzung, als lang erwarteter Kampf um die Vorherrschaft in der Welt zwischen den großen europäischen Nationen begriffen. Deutsche Intellektuelle – Journalisten, Dichter und Wissenschaftler – ordneten im Zuge einer geistigen Mobilmachung die Entente, dann auch die USA, einem Lager des Materialismus und der Zivilisation, das Reich einem Lager des Idealismus und der Kultur zu. Als sie mit Erstaunen feststellen mussten, dass die Deutschen nicht als Opfer, sondern als militaristische Aggressoren, ja als Barbaren bezeichnet wurden, steigerten sie noch ihr Engagement in diesem ‚Kulturkrieg'. Sie versuchten den deutschen Kampfgeist durch die Abwertung der Motive und des ‚Nationalcharakters' der Kriegsgegner einerseits, die Hervorhebung der deutschen Charakteristika und Leistungen andererseits zu befeuern. Unter Verweis auf die scheinbar sozial übergreifende Kriegsbegeisterung aus den ersten Tagen des Augusts 1914 feierten sie die breite Einigkeit der Deutschen zur Selbstverteidigung und interpretierten sie als Ausdruck einer kaum erwarteten ‚gesunden Volksgemeinschaft'. Diese Darstellung vereinfachte und verfälschte jedoch die Realität. Denn die Kriegsbereitschaft und -freudigkeit war keineswegs allgemein, sondern vor allem in der bürgerlichen Jugend der Städte, weniger in der Arbeiterschaft und in der Landbevölkerung vertreten und ließ generell nach wenigen Monaten deutlich nach.[1]

Das nahezu vorbehaltlose Engagement der Mehrheit der deutschen Intellektuellen zugunsten des Kriegseinsatzes war keineswegs selbstverständlich, waren viele doch international vernetzt, hingen den Idealen der Klassik und des Humanismus an oder vertraten mit Überzeugung einen christlichen Glauben. Dennoch dauerte ihre Propaganda trotz einer gewissen Ernüchterung vielfach über die gesamten vier Jahre des Weltkriegs an, obwohl nach dem Beginn des Stellungskriegs an der Westfront, dann auch nach der Kriegserklärung der USA frühzeitig klar wurde, dass Deutschland keinen sog. Siegfrieden erzielen konnte.

Auch plattdeutsche Dichter machten in dieser Unterstützung des Krieges keine Ausnahme: Im Gegenteil, viele beteiligten sich in radikaler literarischer Weise an der geistigen Aufrüstung und versuchten mit ihren besonderen sprachlichen Mitteln

1 Allgemein hierzu z. B. Troeltsch (1966); Fritsche (1989); Fries (1994/95); Ziemann (1992); von Ungern-Sternberg / von Ungern-Sternberg (2013); Raithel (1996); Verhey (2000); Bruendel (2003).

den Kampfgeist gerade der ländlichen Bevölkerung zu stärken und die kommerzielle Gunst der Stunde zu nutzen.[2] Claus Schuppenhauer hat die Zeit des Ersten Weltkriegs als Geburtsstunde der niederdeutschen Bewegung bezeichnet, d. h. eines kulturellen Regionalismus, der – ausgehend von der Sprache – Gemeinsamkeiten weiträumiger Gebiete entlang der Ost- und Nordseeküste in unterschiedlichen Ländern von Nordfrankreich bis in die baltischen Staaten bewusst machen wollte.[3]

Zu diesen niederdeutschen Dichtern gehörte in Westfalen Karl Wagenfeld. Er hatte sich vor dem Ersten Weltkrieg zusammen mit Augustin Wibbelt zum bekanntesten plattdeutschen Dichter der Region entwickelt (vgl. von Heydebrand 1983, 128ff.; Ditt 2012, 182ff.). Wagenfeld wurde als Sohn eines Kutschers und späteren Eisenbahnbeamten in der münsterländischen Kleinstadt Lüdinghausen geboren, wuchs in Drensteinfurt auf, gehörte der katholischen Kirche an, hatte eine Volksschullehrerausbildung absolviert und nach mehreren Stationen in Westfalen im Jahre 1899 eine Lehrerstelle in Münster übernommen. Er schrieb mit seinem münsterländischen Dialekt und seinen Themen nicht nur für das Bürgertum der Provinzhauptstadt, sondern auch für die Landbevölkerung und kannte aufgrund seiner Herkunft, seines Berufs und seiner Leser sicherlich die differenzierte Haltung der Bevölkerung zum Krieg.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich Wagenfeld den Ideen des Heimatschutzes und der Heimatpflege zugewandt. Er regte die im Jahre 1915 erfolgende Gründung des Westfälischen Heimatbundes an, wurde im Jahre 1922 dessen alleiniger Geschäftsführer und Hauptideologe und entwickelte sich zu einem der bedeutendsten Vertreter der deutschen Heimatbewegung. Diese war gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden und verfolgte das Ziel, die überlieferten Natur- und Kulturzeugnisse auf lokaler und regionaler Ebene in umfassender Weise zu schützen und zu pflegen. Sie war gleichsam ein weit ausgreifendes, gesellschaftliches Pendant zum staatlichen Denkmalschutz, der sich vor allem auf die Erhaltung der Herrschafts- und Sakralarchitektur konzentrierte. Seit der Jahrhundertwende erweiterte die Heimatbewegung ihre Schutz- und Pflegebestrebungen auf volkskulturelle Sitten, Bräuche, Mundarten etc. und bekämpfte kommerzielle Kulturerscheinungen, weil sie den Bestand der Volkskultur gefährden bzw. zurückdrängen sowie die regionalen und länderspezifischen Eigenarten nivellieren würden. Leitbild dieses konservierenden Denkens und seiner Vorstellungen von Volkskultur waren im Wesentlichen die Lebensweise und das christlich geprägte Wertesystem der bäuerlich-ländlichen Welt. Feindbilder waren technisch-wirtschaftliche, soziale und kulturelle Modernisierungsprozesse, deren Ursprünge vor allem in den großen Städten gesehen wurden. Mit der Verteidigung dessen, was als Grundlage der regionalen Identität galt, glaubten die Vertreter der Heimatbewegung zugleich die Voraussetzungen des Erfolges und der Größe der deutschen Nation zu schützen. Sie gehörten damit zu den Trägern des nach der Reichs-

2 Vgl. für Westfalen Bürger (2012); Maxwill (Hg.) (2015a). Vgl. speziell für Augustin Wibbelt Schuppenhauer (1988).

3 Vgl. z. B. Schuppenhauer (1984); ders. (2001, bes. 64f.). Vgl. generell zum Beginn der Niederdeutschen Bewegung Lesle (1986, 39ff.); Hopster / Wirrer (1994).

gründung entstehenden kulturellen Nationalismus. Ihre soziale Basis lag vor allem im Bildungs- und Besitzbürgertum, reichte aber auch in den Mittelstand und in Künstlerkreise hinein, die mit der Umsetzung dieser Anschauungen einen wachsenden Absatzmarkt für Bauwerke, Literatur und Kunst bedienten.

Der Erste Weltkrieg war für die Heimatbewegung eine ideologische Herausforderung. Krieg bedeutete generell die Gefahr der Zerstörung überlieferter materieller Zeugnisse sowie die Gefährdung, aber auch die Bewährung der überlieferten Wertewelt. Er bedrohte nicht nur die eigene, sondern auch die fremde Heimat. Für Heimatfreunde wie Wagenfeld wäre es also naheliegend gewesen, eine pazifistische Position einzunehmen bzw. nach Kriegsbeginn sich einerseits für die Verteidigung der eigenen Heimat, andererseits für die möglichst weitgehende Schonung fremder Heimaten einzusetzen. Welche Haltung nahm Wagenfeld tatsächlich zum Ersten Weltkrieg ein? Inwieweit unterschied sie sich von der einleitend skizzierten Haltung des Gros der deutschen Intellektuellen?

2. Wagenfelds literarische Produktion während des Ersten Weltkriegs

Wagenfeld war zu Kriegsbeginn Mitte vierzig, ein etablierter Volksschullehrer, westfälischer Mundartdichter und Vorsitzender des Plattdeutschen Vereins in Münster. Zudem hatte er von einer durch Vertreter der Universität Münster gebildeten „Westfälischen Kommission für volkskundliche Sammlungen“ den Auftrag erhalten, volkskundliche Zeugnisse – Sprichwörter, Sagen, Märchen, Volkslieder, Hausinschriften, Sitten etc. – zu erfassen: Auf diese Weise lernte er zusätzlich Land und Leute kennen (vgl. Sauermann 1986, 44f., 219ff.). Zum Ersten Weltkrieg äußerte sich Wagenfeld in vielfacher Form: Er verfasste zwischen Ende 1915 und Sommer 1918 mehr als einhundert plattdeutsch gehaltene „Feldbriefe“ an Frontsoldaten, publizierte Gedichte und längere Versdichtungen, in denen er konkret und allegorisch auf den Krieg einging, und legte schließlich seine Auffassung über Erfordernisse und Folgen des Krieges in Zeitungsaufsätzen und Flugblättern dar.

2.1. Feldbriefe

Seine plattdeutschen Feldbriefe, die er bis zum Sommer 1918 verfasste, bildeten in der Regel die erste Seite einer vierseitigen, wöchentlich erscheinenden Ausgabe der Feldpostzeitung „Die Heimatglocke. Grüße an Heer und Flotte“, die von der J. Schnellschen Verlagsbuchhandlung in Warendorf herausgegeben wurde. Der übrige Inhalt der „Heimatglocke“ bestand aus einfachen Geschichten und Gedichten, unter anderem von Adalbert Stifter und Augustin Wibbelt, sowie aus Nachrichten und

Anekdoten.[4] Wagenfeld fasste noch während des Krieges seine Feldbriefe in sechs Heften zusammen und gab sie unter dem Titel „An'n Herd I–VI" erneut heraus (vgl. auch Maxwill 2015b, 599f., 614ff.).

In diesen Briefen, die sich an die münsterländischen Soldaten an der Front richteten, redete er seine Leser mit „Leiwe Landslü" an, bezeichnete sich also als einer der ihren. Aus einer väterlichen Perspektive berichtete und erzählte er in plattdeutscher Sprache aus dem Alltag der ländlichen Gesellschaft des Münsterlandes. Ihm ging es um die Darstellung heimatlich-regionaler, nicht nationaler Verhältnisse. Im Einzelnen behandelte er unter ausgiebiger Verwendung regionaler Sprichwörter Ereignisse und Verhältnisse in der Landwirtschaft, das Wetter, die Preise und den Stand der Ernährung. Ferner brachte er Begebenheiten aus der Schule, erinnerte an die Familie, die Gemütlichkeit des Heims und des Herdfeuers und illustrierte unmoralisches und unpatriotisches Verhalten. Dabei traten Petrus und Gott in richtenden Rollen auf. Darüber hinaus beschrieb Wagenfeld Formen des Aberglaubens, Spukereignisse, Sitten und Bräuche. Darunter fielen etwa Geschichten und Anekdoten zur Sparsamkeit und zur Schweigsamkeit der Münsterländer, zur Osterfeier oder zur Brautschau. Schließlich erläuterte er Sprichwörter und Hausmittel, empfahl im Stile eines Ratgebers Verhaltensweisen für Männer und Frauen und schmückte Erziehungsmaßregeln, Lebenshilfen und Altersweisheiten aus. Zweifellos profitierten die Feldbriefe von seinem volkskundlichen Sammelauftrag. Wagenfelds Ausführungen und Szenarien beschränkten sich ganz auf eine ländliche, christlich geprägte Umgebung, denn Städte und Prozesse der Moderne tauchten kaum auf, wurden vielmehr systematisch ausgeblendet.

Deutlich wird die Absicht, den Soldaten an der Front den Eindruck zu vermitteln, dass die Verhältnisse in der Heimat trotz einiger Probleme mit der Ernährung, trotz der Not und des Tods an der Front vergleichsweise normal und in Ordnung seien; insbesondere die Kinder befänden sich in guten Händen. Die Front solle sich keine Sorgen machen, die Heimat halte aus.[5] Auf diese Weise versuchte Wagenfeld Beruhigung, Aufmunterung und Zuversicht zu vermitteln. Anfangs tauchten der Krieg und Deutschlands Gegner in den Briefen nur selten auf, allenfalls in Metaphern einer Schlägerei, aus der Deutschland als Sieger hervorgehen werde. Im weiteren Verlauf des Krieges betonte Wagenfeld dann die Dankbarkeit und den Stolz von Heimat und Vaterland auf die Leistungen der Frontsoldaten (Wagenfeld 1915a, 41, 47). Aufgabe sei, weiterhin auszuhalten. Andernfalls, wenn der Feind im Lande stünde, würde in Landschaft, Haus und Hof, bei Frauen und Kindern Schrecken einziehen. Zudem sollte weiter an Gott und den Heiligen Geist geglaubt werden; sie stünden auf der Seite der Deutschen und ihrer gerechten Sache. Alles andere regele sich von selbst

4 Vgl. Nachlass Karl Wagenfeld, Kapsel W 26. Der Nachlass von Karl Wagenfeld befindet sich in der Universitätsbibliothek Münster und ist in einer 500-seitigen Findliste detailliert verzeichnet, die im Internet unter www.ulb.uni-muenster.de/sammlungen/nachlaesse/nachlass-wagenfeld.html einsehbar ist.

5 Vgl. Wagenfeld [1916b, 20ff.]. Vgl. generell Lipp (2003, 239ff.).

(Wagenfeld 1915a, 15f.). Die Deutschen müssten keine Angst haben, sondern nur Gott und niemand anders in der Welt fürchten (Wagenfeld 1915a, 18; 1916b, 26ff.).

Schließlich ging Wagenfeld auf einzelne Feldpostbriefe ein, die er tatsächlich oder angeblich von Frontsoldaten erhalten hatte. Darin machte er ihnen teils Hoffnung auf das Überleben, das nach schwerer Zeit zu einem neuen, schöneren Leben führen würde (vgl. Wagenfeld 1916a, 22ff.), teils wies er – die Furcht und das Sterben relativierend – auf den ewigen Wechsel von Tod und Leben sowie auf den Himmel hin, in dem es ein Wiedersehen gebe. Den Kriegsverletzten versuchte er mit zahlreichen Beispielen Trost zu spenden, Mut zu machen und Beispiele zu geben, wie Verwundungen geheilt, fehlende Gliedmaßen vollgültig ersetzt und quasi normale Lebensweisen ermöglicht werden könnten. Dabei scheute er nicht davor zurück, drastische Kriegsverletzungen zu schildern. Er relativierte sie jedoch mit dem geradezu hymnischen Verweis auf den Stand der Medizin und der orthopädischen Technik, die außergewöhnliche Reparaturleistungen und Wiederherstellungen ermöglichten. Mit Ausdauer, Willenskraft und Übung könne z. B. der Verlust eines Armes oder Beines ausgeglichen werden. Schließlich gab er der Hoffnung auf Frieden Ausdruck. Voraussetzung sei jedoch der deutsche Sieg, andernfalls wären alle Opfer umsonst gewesen (Wagenfeld 1917, 53ff.).

Auf Motive und Ziele des Krieges ging Wagenfeld in den Feldbriefen kaum ein. Gleichsam selbstverständlich war ihm, dass die deutschen Soldaten nur das Vaterland und die Heimat schützen würden. Im Unterschied etwa zu den vielfältigen Aufrufen deutscher Professoren formulierte er keine Kriegsziele, erhob insbesondere keine territorialen Forderungen, d. h. er sah den Krieg als einen reinen Verteidigungskrieg. Als Hauptschuldigen am Weltkrieg bezeichnete er – in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung – England, das von Geldgier und Neid getrieben sei.[6] Er machte also sog. nationale und allgemein menschliche Eigenschaften als Triebkräfte für die Auseinandersetzungen verantwortlich. Mit diesen Vereinfachungen, die gängigen Vorurteilen und Völkerstereotypen entsprachen,[7] entzog Wagenfeld sich und die Ursachen des Weltkriegs einer politisch-historischen Diskussion. Über die Voraussetzungen für den Frieden hatte er keinen Zweifel:

> Üm all dat Geküer von Friäden, dao will wi us dütmaol äs nicht kümmern … usse Härguod weet am besten, wat gued is, män nao min Meinen müett't de Engländers erst kaputt sien, wann't Friäden von Duer gieben sall. (Wagenfeld 1917, 3, vgl. auch 25)

Wagenfeld brachte in diesen Sätzen das Wissen Gottes und seine eigene Meinung in einer Weise zusammen, dass der Eindruck erweckt wurde, ohne einen Sieg über die Engländer sei kein dauerhafter Frieden möglich. Diese Assoziierung und Legiti-

---

6 Vgl. generell Müller (2002, 113ff.). Wagenfeld übersetzte auch das wohl bekannteste Kriegsgedicht von Ernst Lissauer, *Haßgesang gegen England*, ins münsterländische Platt, vgl. Nachlass Wagenfeld, Kapsel 15, 65.

7 Vgl. auch das Bild der dreckigen, aber gelehrigen Russen in: Wagenfeld [1916a, 28ff.].

mierung der eigenen Meinung mit der Haltung Gottes sollte nicht nur die (Heimat-) Front zum Durchhalten motivieren und der zunehmenden Friedenssehnsucht in der Bevölkerung entgegentreten, sondern deutete auch auf die Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit des Wagenfeldschen Kampf- und Siegesbedürfnisses.

Insgesamt gesehen sollten die Feldbriefe den Frontsoldaten die Normalität des Lebens in der Heimat vorspiegeln; die detaillierte Schilderung des Alltags wirkte realitätsgetreu und überzeugend. Wagenfeld verkündete sie in schlichter Gedanklichkeit und Sprache, was durch das Medium der Mundart besonders eindringlich gewirkt haben dürfte. Die anfängliche Heilsgewissheit ließ jedoch in seinen Briefen im Verlauf des Krieges nach; das Eingehen auf den Krieg an der Front nahm zu. Eine Entwicklung im Sinne einer größeren Realitätsnähe etwa hinsichtlich der Ernährungslage, des Sterbens an der Front, der Stimmung der Bevölkerung oder der Einschätzung der Kriegslage wird jedoch nicht deutlich.

2.2. Einzelgedichte

Mit dem Weltkrieg setzte sich Wagenfeld auch in Form von plattdeutschen Gedichten auseinander, die zunächst einzeln in Tageszeitungen und in der Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ erschienen. Wohl Anfang 1915 veröffentlichten die Buchdruckerei und der Verlag J. H. Temming in Bocholt, die u. a. die Zeitschrift „Westmünsterland. Monatsschrift für Heimatpflege“ druckten und herausgaben, seine Kriegsgedichte unter dem Titel „Krieg! Münsterländer Mundartgedichte“ in einem eigenen Band mit einer Auflage von 3.000 Exemplaren.[8] Einen zweiten Band seiner Kriegsgedichte brachte Temming im Sommer 1915 unter dem Titel „Weltbrand“ in einer Auflage von 2.000 Exemplaren heraus.[9] In diesen Gedichten verließ Wagenfeld die Darstellung des ländlichen Alltags, gab seine in den Feldbriefen gezeigte weitgehende Zurückhaltung in der Darstellung des Krieges auf und nahm in radikalen Formulierungen Stellung bzw. griff zu metaphysischen Allegorien.

Erneut hob er hervor, dass die Schuld am Krieg bei den Gegnern liege und ließ erstmals auch einen Antisemitismus durchblicken (Wagenfeld 1915c, 28); Deutschland führe einen Verteidigungskrieg (Wagenfeld 1915c, 44f.). Wagenfeld appellierte an das deutsche Volk, dass es trotz der Konfrontation mit dem Tod und des damit verbundenen Leids aushalten solle, und rief zum Einsatz von Jung und Alt auf. Gut und Glück könnten erneuert werden, nicht aber Geist und Ehre Deutschlands. Das Volk solle nicht wanken und weichen, der Sieg werde kommen (Wagenfeld 1914/15a). Die Einsatzfreude und Siegeszuversicht der Bevölkerung suchte er noch dadurch zu erhöhen, dass er das Kriegsverhalten der Gegner geißelte. Frankreich warf er eine unmenschliche Kriegsführung vor. Französische Soldaten würden die Frauen schlagen, die Töchter schänden, die Kinder von der Brust wegreißen und durch das Fenster

8 Vgl. Nachlass Wagenfeld, Kapsel 12/57.

9 Vgl. Nachlass Wagenfeld, Kapsel 12/60.

werfen. Die Franzosen seien Mörder, denen keine Gnade gegeben werden dürfe (Wagenfeld 1915b, 6). England, von Wagenfeld gerne John Bull genannt, beteilige sich am Krieg aus Neid und Geldgier.[10] Die Gegner Deutschlands verfolgten also nicht nur unedle, niedrige Motive und trugen Schuld am Krieg, sondern wurden auch durch ihre Art der Kriegsführung ins Unrecht gesetzt. Auch deshalb würden die deutschen Männer für eine gerechte Sache kämpfen: Gott wisse das (Wagenfeld 1915b, 7) und werde den Kampf der Deutschen gegen England unterstützen.

Die Friedensinitiative des Papstes aus dem Jahre 1915 wurde von Wagenfeld relativiert: Der Papst würde zwar um den Frieden beten und auch ganz Europa auffordern zu beten, erforderlich sei jedoch erst ein deutscher Sieg, dann könne der Frieden kommen (Wagenfeld 1915c, 12f.). Wagenfeld verglich zudem die Gegner Deutschlands mit dem Satan. Ihm könne nicht vergeben werden (vgl. auch Wagenfeld 1915c, 8f.; 1917). Zwar heiße es im Vaterunser, dass man seinen Feinden vergeben solle – er könne das jedoch nicht: Mit dem Satan könne er keinen Frieden schließen, den könne er nur hassen. Auch in anderen Gedichten dispensierte er sich von dem Gebot der christlichen Nächstenliebe, gab seinem Hass auf England Ausdruck und forderte „Guod straofe, straofe Engelland!“ (Wagenfeld 1915c, 6ff., Zitat 7).

Wagenfeld hob die kriegerische Auseinandersetzung noch durch Allegorisierungen im Stile der mittelalterlichen Mystik auf eine metaphysische Ebene und verneinte im Gegensatz zur christlichen Religion auch die Möglichkeit der Versöhnung: Mehr war kaum möglich, um die Unausweichlichkeit des Kampfes und die Notwendigkeit des Sieges zu behaupten. Wagenfeld stellte den Tod – durch entsprechende Zeichnungen seines Freundes Augustin Heumann unterstützt – als Sensenmann dar, der den Menschen besonders in Kriegszeiten Angst und Schrecken einjage. Demgegenüber betonte er die Furchtlosigkeit der deutschen Soldaten: Sie würden sich gern im Kampf gegen Frankreich opfern, um Frau und Kinder, Deutschland und den Kaiser zu schützen. Der Weltkrieg sei quasi ein heiliger Krieg. Der deutsche Soldat halte stand, koste es auch den Tod. Dafür könne er im Himmel auf ein gnädiges Gericht hoffen und werde belohnt, während für die Feinde die Hölle vorgesehen sei (vgl. Wagenfeld 1915b, 37). Im Übrigen würden die Deutschen nur Gott fürchten, sonst nichts in der Welt, nicht einmal den Tod. Der Tod sei ein Schicksal, das ohnehin jeden treffen würde. Die Deutschen seien geradezu an den Tod gewöhnt; ihre mangelnde Todesfurcht würde selbst dem Sensenmann Achtung abnötigen.[11]

2.3. Politische Artikel und Flugblätter

Wagenfeld beschränkte sich nicht darauf, in Feldbriefen und Gedichten für den Einsatz und das Durchhalten im Krieg zu werben, sondern suchte auch durch Vorträge,

10 Ebd.; Wagenfeld (1915c, 6ff.). Vgl. Flasch (2000, 89).

11 Vgl. Wagenfeld (1914/15b). Vgl. auch die Verherrlichung des deutschen Todesmutes in dem Gedicht *Dat Leed* (Wagenfeld 1915b, 34f.).

Aufsätze und Flugblätter den Wehrwillen an der Heimatfront zu stärken. Zunächst trug er bereits im Kriegswinter 1914/15 vor 16- bis 20-jährigen Jugendlichen, die in sog. Jugendwehren eine vormilitärische Ausbildung erhielten, seine Kriegsdichtungen vor (vgl. Behre 1919, 28f.). Ferner verfasste er Zeitungsartikel, in denen er nach einer Analyse des jeweiligen Kriegszustandes der westfälischen Bevölkerung mahnend und fordernd gegenübertrat. Sein Ende 1916 erschienener Artikel „Landwirte helft", der einen Aufruf Hindenburgs aufgriff, wonach die Bauern möglichst viele Nahrungsmittel für die Truppen und die arbeitende Bevölkerung abgeben sollten, fand auch die Aufmerksamkeit staatlicher Stellen und des Militärs. Der Kommandierende General des Stellvertretenden Generalkommandos des VII. Armeekorps, dem Wagenfeld diesen Artikel zugeschickt hatte, gab ihn an Zeitungen seines Korpsbezirks weiter. Daraufhin forderte die Preisprüfungsstelle für die Provinz Westfalen Wagenfeld auf, Flugblätter zur Sicherstellung der Ernährung für die ländliche und die städtische Bevölkerung zu verfassen. Auch das Generalkommando des VIII. Armeekorps in Frankfurt war an derartigen Flugblättern Wagenfelds interessiert, weil er, wie er aus der Militärverwaltung hörte, „das Ohr des Volkes" finde.[12]

Wagenfeld wandte sich in seinem ersten Flugblatt „Landwirte helft" gegen das Horten von Nahrungsmitteln durch die Bauern, weil dies der arbeitenden Bevölkerung und dem Heer die Nahrungsmittel vorenthalten und sie verteuern würde. Es scheint zudem, als ob der sechste und letzte Feldbrief Wagenfelds, „Jans Baunenkamps Höllenfahrt", eine direkte dichterische Umsetzung dieses Aufrufs war, denn darin malte er die Folgen für die Bevölkerung und die Höllenstrafen aus, die ein gierig-geiziger Bauer zu erwarten hätte. Außerdem machte Wagenfeld in diesem Flugblatt die Konsequenzen einer Niederlage Deutschlands deutlich, indem er an Erfahrungen, populäre Feindbilder und angebliche deutsch-russische Unterschiede in der Kriegsführung erinnerte:

> Wie die Russen in Ostpreußen gehaust, ist noch in frischer Erinnerung. Brennende Gehöfte, gemordete Männer, geschändete Weiber, verjagte Kinder – Feuer und Blut, Schande und Jammer zeichneten ihren Weg. Würde es anders kommen, wenn der Feind in unsere Gegend käme? – Es sind keine deutschen Soldaten mit weichen Herzen und eiserner Manneszucht, die hier hausen würden. Glühende Hasser, wilde und halbwilde Völker würden ihren Gelüsten freien Lauf lassen! Der heilige Heimatboden würde von Laufgräben und Geschossen zerwühlt, mit Eisen gespickt. Tage würden genügen, die Arbeit von Jahrzehnten für Jahre zu vernichten […].

Deutschland müsse siegen, um das Diktat der Friedensbedingungen der Gegner zu vermeiden, es gehe um Sein oder Nichtsein. Fluch und Schande sollten über diejenigen kommen, die nicht ihre Schuldigkeit tun würden.[13] Zwar fehlte in diesem Flugblatt

12 Vgl. Nachlass Wagenfeld, Kapsel 5/42, 106–108.

13 In: Nachlass Wagenfeld, Kapsel W 24/9. Vgl. auch zu seiner Verurteilung des Wuchers Wagenfeld (1917). Zum Bild der Russen in Deutschland vgl. Flasch (2000, 89). Vgl. zu den Kriegsgräueln Hor-

die direkte Verquickung von Religion und Kriegsführung, die seine Kriegsdichtungen kennzeichnete, jedoch gaben die Beschwörung der apokalyptischen Schrecken und die geradezu biblischen Verfluchungen seinen Forderungen religiöse Rückendeckung. Ein weiteres Flugblatt unter dem Titel „Wenn auch das Heimatheer durchhält", das Wagenfeld offenbar im Auftrag der Heeresverwaltung verfasste und das sich ebenfalls primär an die Bauern wandte sowie wiederum Sein oder Nichtsein beschwor, erzielte eine Auflage von dreieinhalb Millionen Exemplaren.[14]

2.4. Längere Versdichtungen

Schließlich verfasste Wagenfeld Anfang 1916 mit dem Stück „De Antichrist" eines seiner drei großen Werke („Daud un Düwel" 1912, „Luzifer" 1921) über den Menschen zwischen Gut und Böse, Gott und dem Teufel (Wagenfeld 1954). In diesem Werk war der Krieg keine Strafe Gottes, sondern eine der Konsequenzen des Verhaltens der Menschen, die sich vom Glauben an Gott abgewandt hatten. Sie waren keine Werkzeuge Gottes, sondern selbst verantwortlich für ihr Tun und Lassen.[15] Der Krieg diente im „Antichrist" als Ausgangspunkt für eine generelle Betrachtung der Geschichte und des Schicksals der Menschheit. Im ersten Teil schilderte Wagenfeld eine Kriegssituation als Werk des Teufels. Daraufhin ließ Gott den Teufel durch den Erzengel Michael in Ketten legen und in die Hölle sperren. Die Fesselung des Teufels führte auf der Erde dazu, dass in der Schlacht am Birkenbaum – in der Nähe des Hellwegs bei Soest –, die in der westfälischen Sagenwelt für den letzten großen Krieg auf Erden stand (vgl. Bürger 2012, 15ff.), der weiße, gottesfürchtige Kaiser, der als Sinnbild für Deutschland stand, gegen den Rest der Welt siegte: „‚Dank, dusend Dank, waohr es de Draum, dütsk wuor de Welt an'n Biärkenbaum!'" (Wagenfeld 1954, 49) Da jedoch in der Folgezeit die Christlichkeit der Menschheit nachließ – in der Darstellung der Erscheinungsformen und Ursachen dieses Nachlassens blieb Wagenfeld sehr diffus –, ließ Gott in Unmut die Fesseln des Teufels sprengen. Bevor dieser die Menschen wieder in seinen Bann ziehen konnte, sollte jedoch der Gottessohn die Menschheit noch einmal mahnen, die rechte Wahl zwischen Himmel und Hölle zu treffen.

Im zweiten Teil der Versdichtung stellte Wagenfeld dar, wie der Teufel unter animalischen Umständen einen Menschen zeugen ließ, den er zu seinem Sohn, dem „Antichristen", erhob. Dieser gewann Macht über die Menschen, baute vor allem mit Türken und Juden in Jerusalem ein eigenes Reich auf, leugnete Gott, ersetzte den christlichen Papst in Rom durch einen eigenen Statthalter und predigte das Leben im Hier und Jetzt. Als der Antichrist jedoch gottgleich in den Himmel fahren wollte, warf Gott ihn in die Hölle. Die Menschheit erkannte daraufhin, dass sie vom Antichristen

---

ne / Kramer (2004).

14 Vgl. Nachlass Wagenfeld, Kapsel W 24/14. Vgl. zu weiteren Flugblättern in den Jahren 1917/18 ebd., Kapsel 4/94–96.

15 Vgl. generell zu den theologischen Interpretationen des Ersten Weltkriegs Missalla (1968).

betrogen worden war und wollte zum christlichen Glauben zurückkehren. Gott lehnte jedoch, so Wagenfeld im dritten Teil, die Rückkehr der Menschheit zu ihm ab. Vielmehr beschloss und realisierte er die Vernichtung der Erde und den Tod der gesamten Menschheit. Im anschließenden Weltgericht, das den vierten Teil des „Antichristen" bildete, schickte Christus die Gerechten in den Himmel, die Ungerechten in die Hölle.

Wagenfeld löste sich im „Antichrist" von der konkreten historischen Situation des Weltkriegs und der Schuldzuweisung und stellte die Menschheit in ihren moralischen Schwächen und in ihrer Verführbarkeit dar, obwohl sie doch aufgrund ihrer mehrfachen Erfahrungen und Erlösungen hätte immun sein müssen. Weder Gott noch die Menschen selbst könnten an dem sündigen Verhalten und der Gottvergessenheit der Völker etwas ändern. In dieser pessimistisch-resignativen Haltung des Dichters erscheinen die Völker als unbelehrbar, ja als Spielfiguren in einem ewigen Krieg zwischen Gott und Teufel. Beide unterscheiden sich in ihrem Verhalten jedoch letztlich nicht von der Menschheit. Während der Teufel seine Macht über die Menschen genießt, weil sie immer wieder seinen Verlockungen erlagen, erscheint das Handeln Gottes aufgrund seiner Vernichtung der Erde und der Menschheit nicht nur als unmenschlich strafend, sondern auch als geradezu rachsüchtig und teuflisch. Die einzige Belohnung, die Christus verteilt, besteht darin, dass er die einzelnen Menschen je nach ihrem Verhalten auf Erden für den Weg in den Himmel oder die Hölle einteilt.

Auch in dem Gebet *Usse Vadder*, das im Jahre 1918 erschien, thematisierte Wagenfeld den Krieg. Entlang den Sätzen des Vaterunsers konstatierte er zunächst, dass der Krieg gegen Gottes Gebote verstoße und dass der Mensch sich nicht an Gott um Vergebung wenden könne, solange er im Bruderkrieg liege. Er musste jedoch feststellen, dass die Menschen von Anfang an ihren eigennützigen Interessen gelebt hätten und zu schwach bzw. zu sündhaft seien, um einander vergeben zu können. Auch in diesem Gebet gab Wagenfeld seiner Auffassung Ausdruck, dass die Menschheit ihrer Sündhaftigkeit, vor allem dem Egoismus, dem Neid und dem Hass und allen ihren Folgeerscheinungen, so auch dem Krieg, gleichsam ausgeliefert sei und sich ohne göttliche Hilfe nicht davon befreien könne: eine durchaus resignative Haltung gegenüber der Fähigkeit des Menschen, die göttlichen Gebote zu befolgen. Die göttliche Hilfe sah er nicht mehr in einem erneuten Verzeihen der Sünden – diesen Ausweg hatte er bereits im „Antichrist" ausgelassen –, sondern darin, dass Gott dem Menschen helfen solle, seine Sündhaftigkeit zu bekämpfen, indem er ihm die Gnade der Liebe schenke. Sie betrachtete er als eine göttliche Kraft und als Gegenpart zum Hass. Dann könne wieder Friede einkehren.[16] Mit der Liebe und dem Hass griff er zwei Kernbegriffe des literarischen Expressionismus auf, ohne jedoch wie dieser Gott in Frage zu stellen bzw. für tot zu erklären (vgl. Fries 1995, Bd. 2, 172ff.).

16 Vgl. zu dem Anteil Wibbelts an der Aussage von *Usse Vadder* Taubken (1994, 54ff.). Vgl. ferner Bürger (2012, 71ff.).

2.5. Kriegsbewältigung

Die Niederlage Deutschlands im Weltkrieg musste Wagenfeld empfindlich treffen, hatte er doch von Beginn an den deutschen Gegnern eine Aggression aus allen möglichen niedrigen Motiven unterstellt, sich leidenschaftlich für die Verteidigung Deutschlands durch die literarische Stärkung der Kriegs- und Heimatfront engagiert und wie selbstverständlich Gott auf der Seite der eigenen Nation gesehen. Weder gab er seinen Glauben auf, noch revidierte er seine Überzeugung von der gerechten Sache Deutschlands und des göttlichen Beistands. Letztlich war ihm die Niederlage Deutschlands unerklärlich – sie machte ihn ratlos. Nur ansatzweise griff er auf das Bild des Dolchstoßes zurück. Angesichts dieser Ratlosigkeit, d. h. eines letztlich ausbleibenden Lernprozesses über die konkreten Ursachen des Weltkrieges, verwundert es nicht, dass er sich weder dem Pazifismus noch etwa einem Denken öffnete, das auf den länderübergreifenden Schutz von Heimat- oder Kulturerbe setzte. Vielmehr bewegte er sich weiter in den Bahnen des Nationalismus[17] und suchte nach neuen Akzenten; die Beanspruchung Gottes für die Interessen Deutschlands gab er dafür auf.

In einem längeren Zeitschriftenaufsatz begrüßte Wagenfeld zunächst, dass es dem deutschen Militär gelungen sei, den Feind von deutschem Boden fernzuhalten.[18] Deshalb seien die Landschaften nicht zerstört worden, und die Kinder müssten jetzt nicht fremde Sprachen lernen; außerdem seien kaum „Rasseschändungen“ erfolgt: eine Befürchtung, die ihn noch anlässlich der Ruhrbesetzung durch die Franzosen im Jahre 1923 bewegte.[19] Dafür hätten jedoch Natur und Landschaft unter dem Zwang zur Ernährung des Volkes und unter der Bedenkenlosigkeit landsuchender Kriegsgewinnler gelitten; auch manche Volkssitte sei nicht weitergeführt worden. Wichtiger noch war für ihn, dass der Materialismus, die Eigen- und Genusssucht sowie der sittliche Verfall „die höchsten Blüten getrieben“ hätten.

> Hamsterei, Wucherei, herzloseste Aussaugung der notleidenden Mitmenschen waren an der Tagesordnung und rissen die Kluft zwischen Stadt und Land, zwischen reich und arm immer tiefer. Gefühlswerte sanken gegenüber den Geldwerten unter pari und die selbstlose Nächstenliebe ging ins Lazarett.

Dieses Verhalten sei der „niederdeutschen Stammesart wesensfremd“ und „undeutsch“. Gegenüber diesem „fremden Geist, der durch seine seichte Aufklärung, seine Wühlarbeit gegen positiv christliche Religion, gegen bewußtes, stark betontes Deutschtum und Stammesart, sein Verhimmeln des Weltbürgertums, sein Hinaufloben von Schmutz und Kitsch in Literatur und Kunst an den stärksten Wurzeln unseres Volkes täglich ungestraft nagen durfte, bis wir heute vor Trümmern stehen“, müssten

---

17 Vgl. seinen Artikel in: Münsterischer Anzeiger 8. 10. 1919, in: Nachlass Wagenfeld, Kapsel W 24/8. Vgl. auch Maxwill (2015b, 672ff.).

18 Vgl. auch seinen Dank an die unbesiegten Soldaten in: Nachlass Wagenfeld, Kapsel 15/100.

19 Vgl. dazu generell Müller (2002, 135ff.). Vgl. für Wagenfeld Oberkrome (2002, 185ff.).

das Deutschtum und die niederdeutsche Stammesart wieder gestärkt und „christlich deutsche Geistespflege“ betrieben werden.

Wagenfeld beklagte in diesen Ausführungen jedoch nicht nur eine Überfremdung des deutschen Geistes und seiner Kultur, sondern hinter seiner Betonung des Niederdeutschtums als der „beste[n] und am wenigsten verbrauchte[n] Volkskraft“ stand nicht zuletzt auch die Wendung gegen das „undeutsche Berlinertum“, d. h. die Klage über die innere Zerrissenheit des deutschen Volkes. Als Hilfsmittel zur Überwindung dieser Überfremdung und Zerrissenheit forderte er die Pflege der Volkskultur inklusive der plattdeutschen Sprache, den Beitritt zum Westfälischen Heimatbund, die Bekämpfung der Landflucht durch die Förderung des Siedlungswesens, die Verhinderung der Verschandelung des Landschaftsbildes und das Fernhalten von „Krankheitskeimen“, nämlich, „daß nur solche Ansiedler im niederdeutschen Sprachgebiet seßhaft gemacht werden, die keine Gefährdung unseres Landvolkes, sei es nach der religiösen, sei es nach der völkischen Seite hin bedeuten würden. … ein Lump, der nicht mittut!“ (Zitate aus Wagenfeld 1919)

Erneut trat Wagenfeld also als radikaler Mahner und Erzieher auf, entwickelte jetzt jedoch ein vergleichsweise konkretes kulturpolitisches Programm. Dabei sah er in der Bekämpfung von Aufklärungsdenken und Materialismus einerseits sowie in der Stärkung der ländlichen Volkskultur und Sesshaftigkeit, aber auch in der religiös-völkischen Erhaltung des niederdeutschen Stammes andererseits die wichtigsten Kräfte zur Regeneration Deutschlands. Die Sündhaftigkeit des Menschen war jetzt in die Kategorien der Zivilisationskritik transformiert und die Erlösung lag nicht mehr nur im Gottesglauben und der Liebe, sondern in der Stärkung der regionalen Volkskultur. Damit war Wagenfeld in der Gedankenwelt der Heimatbewegung im Kaiserreich und der frühen Weimarer Republik angekommen.

3. Zusammenfassung

Wie viele deutsche Dichter beteiligte sich auch Karl Wagenfeld frühzeitig an der geistigen Mobilmachung Deutschlands, indem er durch ein differenziertes literarisches Produktionsspektrum den Soldaten und der Bevölkerung des Münsterlandes Kampfgeist, Durchhaltevermögen und Siegeszuversicht zu vermitteln suchte. Zudem arbeitete er mit der einheimischen Militärverwaltung zusammen, indem er Flugblätter verfasste, die konkrete Erwartungen und Forderungen an die Bevölkerung richteten. Den Schutz der Heimat spezifizierte er nicht näher; sie war ihm Teil des Vaterlandes, die Region also bloßer Teil der Nation. Die Heimat der Kriegsgegner blieb demgegenüber unberücksichtigt. Heimatliebe und Heimatschutz waren für Wagenfeld also keine Werte sui generis – weder als völkerübergreifendes kulturelles und naturhaftes Erbe noch als ein christliches Gebot –, sondern regionale Varianten eines radikalen, defensiv orientierten Nationalismus.

Der Tenor der literarischen Produktion reichte von friedlichen, beruhigenden Zustandsschilderungen, Auslassungen und Verharmlosungen, d. h. schönfärbender

Pädagogik unter Berufung auf Gott und die „gerechte Sache“ der Deutschen, über radikale Anklagen und Verurteilungen der Kriegsgegner bis hin zu chauvinistischen Hassgesängen, in denen er sein individuelles Gefühl höher als die Gebote von Kirche und Papst, Religion und Gott stellte (vgl. Bürger 2012, 51ff.). Zwischen den literarischen Texten einerseits sowie den politischen Aufrufen und Betrachtungen in den Flugblättern und Zeitungsartikeln andererseits gab es hohe Überschneidungen, so dass ein Teil seiner dichterischen Produktion den Charakter offiziöser Propaganda erhielt. Der Krieg war für Wagenfeld weder ein Ergebnis von Dekadenzprozessen mit anschließender Katharsis noch ein Strafgericht Gottes, sondern eher eine Konsequenz des Abfalls von Gott, in einzelnen Gedichten auch ein Werk des Teufels. Eine Reflexion der politischen Ursachen des Weltkriegs fehlte; Wagenfeld beschränkte sich auf die Zitierung von Stereotypen und Vorurteilen sowie auf die Ächtung allgemeiner menschlicher Schwächen bzw. Todsünden. Ein tieferes Eingehen auf die Schrecken und das Leid des Krieges, auf die durchaus differenzierte Haltung in der Bevölkerung zum Krieg, die wachsenden Ernährungsprobleme, die Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht, das Leid und die Trauer, die zumindest noch in den Kriegsgedichten seines westfälischen Dichterkollegen Augustin Wibbelt behandelt wurden,[20] oder auf die Politik von Reichs- und Militärführung sowie des Kaisers erfolgte jedoch nicht. Vielmehr erschien das Verhalten der Menschen und der Völker, ja der Menschheit insgesamt – und hierin stimmten Feldbriefe, Gedichte und die längeren Versdichtungen überein – durch ein Mehr oder Weniger an Sündhaftigkeit sowie der Nähe oder Distanz zu Gott bestimmt. Dabei blieben die Verteidigungsposition Deutschlands, seine korrekte Kriegsführung und seine Unterstützung durch Gott ohne Zweifel.

Die Inanspruchnahme Gottes für die Interessen Deutschlands bedeutete nicht nur eine Legitimierung, sondern auch eine Allegorisierung des Krieges. Eine ähnliche Überhöhung und Verzeichnung bestimmte auch Wagenfelds Darstellung des konkreten Kriegsgeschehens. Der Kampf erschien bei ihm gleichsam als individuelle kriegerische Leistung. Die Vorstellung von der Kriegsführung, die er erweckte, war noch ganz der Vergangenheit verhaftet. Im zeitgenössisch modernen Krieg gab es jedoch für die meisten Soldaten wenig Gelegenheit, individuelle Heldenhaftigkeit zu zeigen, aber viele Gelegenheiten, einen unpersönlichen, individuell kaum zu beeinflussenden anonymen Tod im Zuge eines quasi industriellen Massenschlachtens zu erleiden. Diese Realität des Krieges trat bei Wagenfeld deutlich hinter den national-religiös begründeten, mit Pathos vorgetragenen Kampf- und Durchhalteappellen zurück. Sie entsprachen der offiziellen Propaganda, antizipierten die entsprechenden Aufrufe aus dem Zweiten Weltkrieg zum totalen Krieg und machten Wagenfeld zu einem Hassprediger.[21]

Die Dichtung Wagenfelds unterschied sich von dem Gros der deutschen Kriegsdichtung nicht durch die Charakterisierung des Krieges als einer Auseinandersetzung

20 Vgl. generell Schuppenhauer (1988). Vgl. auch Maxwill (2015b, 593ff.).

21 Vgl. z. B. Nachlass Wagenfeld, Kapsel15/65 und 79.

von alliierter Ungerechtigkeit und Schuld einerseits, deutscher Gerechtigkeit und Unschuld andererseits, sondern durch Übertragung dieser Frontstellung von Gut und Böse in eine religiöse, metaphysische Sphäre, in der Gott, Teufel und Tod personalisiert und die Auseinandersetzung zum apokalyptischen Entscheidungskampf allegorisiert wurden. Der Einzelne erhielt in dieser Konstellation eine durchaus heterogene Bedeutung. Einerseits wurde er für die Nation und die Menschheit zu höchstem Einsatz herausgefordert, so dass etwa sein Schicksal und auch sein Tod ganz hinter dem großen Ganzen zurücktreten musste. Andererseits aber machte der übergeordnete, geradezu ewige Kampf zwischen Gott und Satan um die Menschheit die Bedeutung des einzelnen Menschen ganz irrelevant. Die im „Antichrist" vorgenommene Sortierung der Menschen für Himmel und Hölle nach gutem und schlechtem Leben auf Erden oder die in Wagenfelds anderen Stücken ausgesprochene Mahnung, dass der Mensch die Freiheit der Entscheidung über seine Lebensführung habe, wirken angesichts der von ihm breit ausgemalten Sündhaftigkeit der Menschen, der von ihm erzeugten düsteren Stimmung und des geradezu ewigen Kampfes zwischen Gott und Satan eher gekünstelt und unglaubwürdig. Wagenfelds dramatische Konstruktionen und Prognosen gaben letztlich einem strukturellen Pessimismus bzw. „Fatalismus" Ausdruck (vgl. von Heydebrand 1983, 130; Bürger 2012, 105). Er kam in seinem dichterischen Schwelgen über die Laster und Sünden der Menschen immer wieder zum Ausdruck und erlaubte ihm erst den ausgeprägten Radikalismus seiner Mahnungen und Forderungen.

Dennoch stellen die längeren Versdichtungen Wagenfelds der Jahre 1917/18 eine neue Stufe der Betrachtungsweise des Krieges sowie der Stellung des Menschen zwischen Gott und Satan dar. Sie lösten sich von der anfänglichen einseitigen Verurteilung der Gegner Deutschlands, stellten also Gleichheit zwischen den Kriegsparteien her und sprachen sich für Frieden (ohne Sieger) aus. Sie vermittelten den Eindruck, dass der Krieg die Folge eines allgemeinen Abfalls der Menschheit von Gott sei. Er resultiere aus der Vernachlässigung und Missachtung einer religiös-moralischen Ordnungsmacht, so dass die eigensüchtigen, letztlich mörderischen Interessen der Menschen freigesetzt wurden. Ja, Wagenfeld sah die Menschheit geradezu in einem Kreislauf der Hinwendung zu und des Abfalls von Gott, bei dem der Teufel das verführende, Gott lange Zeit das verzeihende Element war. Dabei standen die Zeiten des Gottesglaubens und des gottgefälligen Lebens für Prosperität, Gottesleugnung und Sittenlosigkeit dagegen für Krieg. Ob „Gott" und „Teufel" als Allegorien für das Gute und das Böse im Menschen fungieren oder entsprechend der christlichen Religion außerweltliche Mächte repräsentierten, muss offen bleiben. Als letzten Ausweg, um den Egoismus der Menschen und der Völker und damit auch den Krieg, ja selbst die Auseinandersetzung zwischen Gott und Teufel zu beenden bzw. zu vermeiden, erhoffte Wagenfeld von Gott, dass er den Menschen eine größere Fähigkeit zur Liebe verleihe, vor allem um das Gefühl des Hasses überwinden zu können – eine Therapie, die er wohl nicht zuletzt sich selbst verordnen wollte.

Nach dem Krieg behielt Wagenfeld zwar seine einseitige moralische Betrachtungsweise und seinen glühenden Nationalismus bei.[22] Er interpretierte jedoch den Gang der Geschichte nicht mehr als den Prozess eines Abfalls von Gott und seinen Geboten, sondern säkularisierte gleichsam den Abfall von Gott, indem er die Verführungskraft der sog. Zivilisation schilderte und das Erliegen der Menschen gegenüber ihren Verlockungen geißelte, d. h. er übte Zivilisationskritik. Die Stelle Gottes wurde jetzt durch eine Überhöhung der deutschen Kulturnation und ihrer Werte ausgefüllt; die Aufgabe bestand jetzt in der Sicherung ihrer Grundlagen und Rahmenbedingungen. Dieser Transformationsprozess von einem religiösen zu einem national- und heimatorientierten Interpretationssystem, die Funktionalisierung des Heimatschutzes zu einem „Religionsersatz" (von Heydebrand 1983, 255), war nicht untypisch für Intellektuelle in der Nachkriegszeit.

Wagenfeld widmete sich nach dem Krieg weniger seiner Dichtkunst als der Arbeit für die Heimatbewegung. Mit Ausnahme des Nachklapps aus der Kriegszeit, des im Jahre 1921 erschienenen Stückes „Luzifer", erreichten seine literarischen Arbeiten nicht mehr die Leidenschaftlichkeit seiner Weltkriegsproduktion – ihm schien jetzt nicht nur die Zeit, sondern auch die Inspiration und das Feuer zu fehlen. Vielmehr ging er in seinen Veröffentlichungen in hohem Maße auf die Propagierung dessen ein, was er als Kern eines ehrlichen und echten deutschen „Volkstums" ansah, auf die Verwurzelung des Einzelnen in Familie, Stamm und Volk sowie auf die Bekämpfung aller Einflüsse, die die Kraft dieser Gemeinschaften schwächten. Dabei überlagerte der Glaube an die gemeinschaftsstiftende Kraft der Heimat den Glauben an die friedensstiftende Kraft des christlichen Glaubens; beide blieben ihm jedoch die grundlegenden Bausteine des „deutschen Wesens" und Nationalismus.

4. Literatur

Behre, Karl (1919): *Die militärische Vorbildung der Jugend im Regierungsbezirk Münster 1914–1918.* Münster.

Bruendel, Steffen (2003): *Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914" und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg.* Berlin.

Bürger, Peter (2012*)*: *Plattdeutsche Kriegsdichtung aus Westfalen 1914–1918. Karl Prümer – Hermann Wette, Karl Wagenfeld – Augustin Wibbelt.* Eslohe [http://www.sauerlandmundart.de/pdfs/daunlots%2050.pdf].

Ditt, Karl (2012): *Karl Wagenfeld (1869–1939): Dichter, Heimatfunktionär, Nationalsozialist?* In: Frese, Matthias (Hg.): *Fragwürdige Ehrungen!? Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur.* Münster, S. 179–232.

Flasch, Kurt (2000): *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch.* Berlin.

22 Vgl. z. B. *Münsterscher Anzeiger* 8.10.1919, in: Nachlass Wagenfeld, W 24/8.

Fries, Helmut (1994/95): *Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter.* 2 Bde. Konstanz.

Fritsche, Gerd Walter (1989): *Bedingungen des individuellen Kriegserlebnisses.* In: Knoch, Peter (Hg.): *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung.* Stuttgart, S. 153–185.

von Heydebrand, Renate (1983): *Literatur in der Provinz Westfalen 1815–1945.* Münster.

Hopster, Norbert / Jan Wirrer (1994): *Tradition, Selbstinterpretation und Politik. Die „Niederdeutsche Bewegung" vor und nach 1933.* In: Dohnke, Kay u. a. (Hgg.): *Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus.* Hildesheim, S. 59–122.

Horne, John / Alan Kramer (2004): *Deutsche Kriegsgreuel. Die umstrittene Wahrheit.* Hamburg.

Lesle, Ulf-Thomas (1986): *Das niederdeutsche Theater. Von „völkischer Not" zum Literaturtrost.* Hamburg.

Lipp, Anne (2003): *Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918.* Göttingen.

Maxwill, Arnold (Hg.) (2015a): *Literarische Mobilmachung. Wahrnehmung und Inszenierung des Ersten Weltkrieges in Westfalen. Eine Anthologie.* Bielefeld.

Ders. (2015b): *Nachwort.* In: Ders. (Hg.): *Literarische Mobilmachung. Wahrnehmung und Inszenierung des Ersten Weltkrieges in Westfalen. Eine Anthologie.* Bielefeld, S. 559–680.

Missalla, Heinrich (1968): *„Gott mit uns". Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918.* München.

Müller, Sven Oliver (2002): *Die Nation als Waffe und Vorstellung. Nationalismus in Deutschland und Großbritannien im Ersten Weltkrieg.* Göttingen.

Oberkrome, Willi (2002): *„Schutzwall Heimat". Themenschwerpunkte und weltanschauliche Prämissen der Westfalentage 1920–1933.* In: *Westfälische Forschungen* 52, S. 185–201.

Raithel, Thomas (1996): *Das „Wunder" der inneren Einheit. Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkrieges.* Bonn.

Sauermann, Dietmar (1986): *Volkskundliche Forschung in Westfalen 1770–1970. Geschichte der Volkskundlichen Kommission und ihrer Vorläufer, Bd. I: Historische Entwicklung.* Münster.

Schuppenhauer, Claus (1984): *Anmerkungen zu Gorch Focks Kriegsgedichten.* In: Michelsen, Friedrich W. (Hg.): *Gorch Fock. Werk und Wirkung. Vorträge und Diskussionen des Kolloquiums „Mundartliteratur/Heimatliteratur am Beispiel Gorch Fock" am 25. Februar 1983 in Hamburg.* Hamburg, S. 95–107.

Ders. (1988): *Mundartdichtung im Kampf für's Vaterland. Über Augustin Wibbelts niederdeutsche Kriegslyrik.* In: *Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch* 4, S. 9–43.

Ders. (2001): *„Scheet di doot!" seggt Buurlala … Anmerkungen zur Tradition niederdeutscher Kriegsdichtung.* In: Föllner, Ursula (Hg.): *Niederdeutsch. Sprache und Literatur der Region.* Frankfurt, S. 41–74.

Taubken, Hans (1994): *„Lieber Herr Bruder in Apoll!" Zu den Korrespondenzen zwischen Augustin Wibbelt und Karl Wagenfeld.* In: *Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch* 10, S. 51–66.

Troeltsch, Ernst (1966): *Die Ideen von 1914.* In: Ders.: *Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden*, hg. v. Hans Baron. Tübingen 1925. ND Aalen, S. 31–58.

von Ungern-Sternberg, Jürgen / Wolfgang von Ungern-Sternberg (2013): *Der Aufruf ‚An die Kulturwelt!'. Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg.* 2. Aufl. Frankfurt.

Verhey, Jeffrey (2000): *Der ‚Geist von 1914' und die Erfindung der Volksgemeinschaft.* Hamburg.

Wagenfeld, Karl (1914/15a): *Uthaollen!* In: *Niedersachsen* 20, S. 327.

Ders. (1914/15b): *Rüter Daud.* In: *Niedersachsen* 20, S. 1f.

Ders. [1915a]: *An'n Herd. Plattdeutsche Feldbriefe. Erstes Heft.* Warendorf o. J.

Ders. (1915b): *Krieg! Münsterländer Mundartgedichte.* Bocholt.

Ders. (1915c): *Weltbrand. Neue Folge. Kriegsgedichte in münsterländischer Mundart.* Bocholt.

Ders. [1916a]: *An'n Herd. Plattdeutsche Feldbriefe, Drittes Heft.* Warendorf o. J.

Ders. [1916b]: *An´n Herd. Plattdeutsche Feldbriefe, Viertes Heft.* Warendorf o. J.

Ders. [1917]: *Jans Baunenkamps Höllenfahrt. Therese Schulte Kloßfall u. a. Plattdeutsche Feldbriefe. (An'n Herd VI).* Warendorf o. J.

Ders. (1919): *Krieg und Stammesart.* In: *Münsterland. Monatsschrift für Heimatpflege* 6, Heft 5, S. 73–80.

Ders. (1954): *De Antichrist.* In: Ders.: *Gesammelte Werke.* Bd. I, hg. v. Friedrich Castelle. Münster, S. 43–85.

Ziemann, Benjamin (1992): *Zum ländlichen Augusterlebnis 1914 in Deutschland.* In: Loewenstein, Bedrich (Hg.): *Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche.* Pfaffenweiler, S. 193–203.